

Wo fehlt es am meisten?

Was täten Sie, wenn . . .

Was Leipziger Persönlichkeiten sagen:

Was ich wohl als Rektor der Universität Leipzig täte, wenn mir in einer der heiligen zwölf Stunden der Traumgott einen Voten erscheinen ließe, der mir einen Schatz über eine sechshunderttausend Mark — sagen wir einmal bezugslos über 500 000 Dollar — überbrächte? Ich würde mich nicht lange beunruhigen, wie dieser schätzvolle Betrag nutzbringend für unsere Universität und ihre Studentenchaft verwendet werden würde. In der Ritterstraße, an der Statue, wo einst die alten Kollegenhäuser standen, mitten in dem geschichtlichen lateinischen Viertel Leipzigs, würde ich die alte Buchhandlervörste, in der heute die Jugendliche Mensa academiae ihre Unterwelt hat, zu einem großen Studentenheim umbauen. Das Grundstück ist nur unvollkommen ausgenutzt. Im Erdgeschoss blieben die Wirtschaftsräume, im ersten Stockwerk würden große Ökonomie- und Spielräume geschaffen werden, auch der Lehrstuhl des Universitäts-Senators, der von St. Pauli heute einen Platz. Aber über diese würde ich weitestgehend hinweggehen bis zur Höhe der Aedae türmen, und in diesen ein großes Heim mit Schlafjahren und Arbeitszimmern, eine behagliche Unterwelt für Hunderte unserer Studenten, schaffen. Ein Wohnhaus würde es werden, ohne den Zugang englischer Kollegen, praktisch wie die Heime amerikanischer Hochschulen eingerichtet, keine unwohliche Kaserne, sondern eine Stätte, in der der Student in der Ruhe der Universität ein einfaches, ruhiges, der Sorge des Tages entrücktes Leben führen könnte. Jedem begabten, tatkräftig am Werk stehenden deutschen Studenten ohne Unterschied des Standes, der politischen Überzeugung oder des religiösen Bekenntnisses, jedem, ob Christ oder Judentum, dem Sohne des Proletariats wie dem Erben eines Adelsgeschlechtes, würde ich dieses Heim öffnen, sofern er dank seiner Begabung oder seinem Charakter die Gewähr bietet, daß er einmal für Wissenschaft und Leben etwas Nützliches zu leisten vermag; seine Krippe für Kinder, seine öffentliche Stätte für die neue Stätte sein. Und wenn vielleicht dieser Plan mit seiner Einrichtung nicht die ganze sechshunderttausend Mark verschlingt, so würde ein Teil verwendet werden, um einen akademischen Turn- und Sportplatz einzurichten, wie ihn andere Hochschulen besitzen, und wie ihn sich seit langem unsere akademische Jugend wünscht; den Rest aber würde ich unserer studentischen Fürsorge übergeben, um wirtschaftlich bedrängten Kommilitonen — aber auch hier nur den in jeder Beziehung Starten, dem Leben Gewachsenen — in ihrem Studium und bei ihrer Arbeit zu helfen. Für Seminare und Institute, für das wissenschaftliche Hilfswesen möge der Staat sorgen, und wo er in seiner Armut nicht zu helfen und zu stützen vermag, wird die Vereinigung der Freunde der Universität Leipzig gewiß auch in Zukunft mit ihren Mitteln eintreten. Möchte dieser schöne Traum zur Wirklichkeit werden!

Professor Dr. Georg Staindort, derg. Rektor der Universität Leipzig.

Wenn ich, den unwahrscheinlichen Fall vorausgesetzt, eine sechshunderttausend Marksumme zu meiner Verfügung für unser Vaterland zur Verfügung hätte, so würde ich selbstverständlich versuchen, die Mängel in unserer Sammlung zu ergänzen, die seit 40 Jahren, sei es aus Mangel an Mitteln oder infolge verpasster Gelegenheiten entstanden sind. Das würde natürlich nicht leicht sein, aber bei einiger Geduld würde aus dem Kunsthandel und vielleicht auch aus Privatbesitz mancherlei zu beschaffen sein, was einer öffentlichen Sammlung zur Ehre gereichen würde. Eine produktive Verwendung des Geldes wäre auf die Weise denkbar, daß (allerdings mit enormen Kosten) sämtliche Museenräume für den Abendbetrieb elektrisch beleuchtet, im Winter täglich geheizt und von einer zweiten Schicht von Aufsehern beaufsichtigt würde. Für öffentliche kunstwissenschaftliche Vorlesungen, Einführungen usw. fehlt es uns bekanntlich an der wesentlichsten Voraussetzung, an einem geeigneten Saale. Ob das zu erwartende Eintrittsgeld die Kosten decken würde, wage ich nicht zu sagen, es ist mir aber zum mindesten zweifelhaft.

Prof. Dr. Julius Vogel, Direktor des Museums der bildenden Künste.

Was ich tun würde, wenn mir eine sechshunderttausend Marksumme zur Verfügung käme? Ich würde zu erachten versuchen, was bisher niemals und nirgends gegeben ist: das Theaterpublikum empfanglich zu machen für die Form und gleichgültig zu machen gegen das Gegenständliche. Heute ist es gerade umgekehrt. Warum war die Renaissance eine große Kunstperiode? Weil immer Madonna gemalt wurden und es deshalb nie auf das Was, sondern nur auf das Wie ankam. Die unfehlige rationalistische Einstellung auf den Stoff, die sich höchst ethisch dünkt, ist letzten Endes unästhetisch. Es ist bedrückend, zu beobachten, daß der überwiegende Teil des Publikums auf die Form überhaupt nicht reagiert, weder negativ noch positiv. Gebart Hauptmanns "Florian Meyer" ist Ausdruck der deutschen Geschichte, Symbol, Verdichtung (genau wie ein modernes Werk) und wird doch meistens nur gewertet als naturalistische Photographie. Es scheint hoffnungslos. Alles moderne theatralische Streben zum strengsten Sinn prollt ab an der Gleichgültigkeit der Reizen.

Ein Lichtbild leidet: Die Jugend. Die Leberfärbung der Tatsachen (wer denkt nicht mit Schauern an seine Schulzeit?), die den Blick auf das Wesentliche umhüllt, hat aufgehört. Man lernt weniger und kann deshalb mehr. Also: Mit der sechshunderttausend Marksumme (die mir das "Leipziger Tageblatt" über eines Tages zur Verfügung stellt, mein Postkonto: 69781) würde ich für alle wirklichen Jungen Theaterort-

Alle schönen Träume, Wünsche und Phantasieen beginnen mit einem geschriebenen W. n. Wenn nur das "Aber" der Wirklichkeit nicht wäre! Die Träume jedoch leben mit einem Leuchtstrahl darüber hinweg und entleeren das Füllhorn reichlicher Möglichkeiten. Selbst der ähstliche Rechner und trockenste Tatsachennarr kann es nicht verhindern, daß er sich träumend Illusionen hingibt. Im Traum wird sogar der ausgeputzte Hieronimus etwas wie ein heimlicher Poet. Die mittelmäßigen und gar die vernachlässigten Kinder des Glückes haben erst recht ihre Lieblingsträume, mit wachen, wie mit geschlossenen Augen. Was ihnen die kurze Wirklichkeit vorenthält, ergänzt der Wunschtraum, die spannende Phantasie.

Was täten Sie, wenn . . . wenn Sie König wären?

Wenn ich König wäre? — Ins Ausland gehen und Memoiren schreiben. Das ist recht einträglich und gar nicht anstrengend. Der Traum: Wenn ich Millionär wäre . . . ist bis zur Reife ausgeträumt; damit löst man sein Phantasiegebilde aus dem Bereich der Seele. Was wir uns einst alle wünschen, ist gründlich in Erfüllung gegangen, über die höchsten Träume weit hinaus. Wünschen wir uns lieber etwas Vernünftiges und Solides, z. B., auf eine anständige und erträgliche Weise mittellos zu sein wie früher, bürgerlich mittellos in einer Vierzimmerwohnung mit Dienstmädchen und jährlicher Sommer-



reise. Aber dieser Traum ist wohl zu ausschweifend. Lassen wir ihn bis auf weiteres ungeträumt. Denn welche Mittel gehörten wohl dazu, wenn man leben wollte wie einst?

Es ist das ewige Wohl und Ach aus einem Punkte zu kurieren. Nämlich aus dem Geldpunkte. Mit Geld — die Idealisten hören's nicht gerne — ist alles zu machen; nicht nur Geschäfte, sondern auch Überzeugungen; nicht nur Überzeugungen, sondern Wohlstand, Moral, Gesittung; nicht nur dies, sondern auch Kultur. Man versuche einmal, von einem geduldeten Tisch das Tuch herunterzunehmen, auf dem gefüllte Schüsseln stehen: es gäbe einen gewaltigen Krach und Scherben. So unangenehm erginge es dem Leben, dem man die Voraussetzung, das Geld, entzöge. Peinlich war es schon so weit. . . Aber weil es mir just einfiel: Was täten Sie, wenn Sie ein Millionenär wären? — „So intensiven Steuern zahlen, daß Deutschland lauter wäre.“ — Schade, daß Sie kein Stinnes geworden sind.

Geld, Gold, ist der deutsche Traum. Kapitalhunger überall, um so mehr, je mehr Pläne man hat, und gehemmte Energien endlich entfallen, gründen, Projekte verwirklichen, neuanschaffen, ausbauen, heiraten, Kinder ziehen möchte. Als Privatmann beßlos geworden, lebt man von der Hand in den Mund, von einer Einschränkung zur anderen. Die kleinen Vermögen, die der Lebenshaltung eine gewisse Rundung und Fülle geben, sind unter der Inflationenmaschine pulverisiert worden. Die Sicherung der Zukunft, der Familie ist ins Nebelhafte entrückt. Das Selbstverständnis von einst ist der Luxus von heute. Der Geschäftsmann, der Industrielle streift unter dem Mangel an Betriebsmitteln, der seinen Expansionsdrang nicht und wichtige Pläne unausgeführt läßt. —

Dr. Alwin Kronacher, Schauspielerdirektor.

Im Konservatorium der Musik fehlt es überall am meisten! Da unsere Anzahl weder hinsichtlich noch hinsichtlich ist, hat sie gleich vielen anderen Kulturinstitutionen ganz außerordentlich zuzunehmen. Die Lehrer des Konservatoriums bekommen zurzeit den 2. Teil des ihnen eigentlich zustehenden Gehaltes. Wir wären doch so froh, wenn wir Lehrer des Konservatoriums staatliche oder städtische Beamte wären! Die Gehälter, mit denen die Beamten jetzt so unzufrieden sind, würden uns vollkommen genügen. Fehlen bei uns die Mittel, unsere Lehrkräfte nach Gebühr zu honorieren, so natürlich nach viel mehr, um neue Lehrkräfte zu verpflichten. Wir müssen, wenn wir auf der Höhe bleiben wollen, neue Lehrer engagieren, Musiker, die auf ihrem Gebiete Meister sind, für uns gewinnen. Eine gehörige Dollarstiftung würde dann

Dr. Alwin Kronacher, Schauspielerdirektor.

Donnerweiter, wenn — schon wieder dieses W. n! — wenn jetzt in Deutschland, z. B. an der Pleiße, gewaltige Goldminen entdeckt würden, dann hätte alle Not ein Ende. Man male sich das Bild einmal aus: Ein ungenannter Aufschwung, kein Entbehrungsstator, keine hungernden Kinder, keine Notgaben, keine Sparmaßnahmen, kein Abbau — eine neue Blüte der Kultur. Es ist doch zu dummen, daß alle Goldminen ausgerechnet in Kalifornien und Südafrika liegen.

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle, sagt der alte Goethe. Wir sind noch ein junges Volk und müssen im Wünschen recht unerschämt sein; 50 Prozent davon wird bestimmt später einmal in Erfüllung gehen. Träume und Wünsche sind ein Teil unserer selbst und mögen sie noch so kindlich scheinen.

Wie fragen: Was täten Sie, wenn Sie, sagen wir einmal rund 50 000 Dollar hätten (um in dieser beliebigen Währung zu rechnen, die ja im Grunde genommen die deutsche Währung ist)? Sie können den Betrag je nach Ihren Bedürfnissen und Ihrer wirtschaftlichen Lage um eine Kurl vermindern oder vergrößern. Wir sagen Sie, Architekt, Bühnenleiter, Danzmeister, Geschäftsmann, Musiker, Bürgermeister, Zoo-Direktor, Privatgelehrter, Böhrenspezialist, Konseratoriumsleiter, Armenpfleger, Heilarmeekapitän, Angehöriger der Akademie, und Museums-Direktor, Brauereibesitzer, Arzt, Beamter, Dichter, Variété-Inhaber, Richter und solche, die es werden wollen —



Was täten Sie, wenn Sie 50 000 Dollar hätten?

Sich ins Privatleben zurückziehen, Ihren bisherigen Beruf ein trumpsperren, das zurufen, den Großrentier spielen und Ihr schönes Kapital etwa 10 anlegen? (Siehe Bild.)

Gewiß, auch das können Sie tun; aber würden Sie uns das Programm des Tages, den Sie beschreiben, Reize, Vergnügen, Passionen, Liebhabereien.

Der unternehmende schöpferische Kopf aber läßt Kapital arbeiten; indem er arbeitet, hat er zwar mehr Sorgen, aber das ist gut. Kapital ist Dünge- r. . .

Entwickeln Sie ein Projekt!

Gibt es Pläne, die nicht oder nicht ganz verwirklicht werden konnten, weil ihnen Geld fehlte? Was müssten Sie lassen fallen oder „ablassen“, weil es an Geld fehlte? Würden Sie neue Projekte aufbringen, sich vergrößern, wenn . . . (Sie wissen schon). — Würden Sie Ihren Beruf aufgeben? Oder erst recht nicht? Was wäre Ihre erste Anschaffung? — Womit würden Sie Ihre Frau überraschen? — Wo fehlt es am meisten?

Schreiben Sie uns, ernst oder heiter, sachlich, getrieben, aus dem wirklichen Leben oder phantastisch. Nehmen Sie als Tatsache an, daß Sie ein solches Kapital besitzen und zeigen Sie, wie Geld von Grund auf Leben und Existenz verbindet. Es ist nur eine Spielerei, aber mit einem Ernst dahinter. Für die hübschsten, originellsten, trefflichsten, gehaltvollsten Zuschriften (die auch pseudonym sein dürfen) sehen wir besondere Anerkennungs-honorare aus — zwar nicht die Summe, die Ihnen fehlt, aber immerhin

Stefan Krahl, Studiendirektor des Konservatoriums.

noch dazu dienen, unser Schülerorchester so auszubauen, daß es das zweite Orchester von Leipzig darzustellen imstande wäre. Eine zu diesem Zwecke zu errichtende Orchesterhaupte, hätte für den Nachwuchs bei den Vätern zu sorgen. Immer noch glaubt man, daß, wenn in einem Konservatorium genug Schüler vorhanden sind, auch ohne weiteres ein Orchester unterhalten werden kann. Nur derjenige, der den Betrieb kennt, der mag die Schwierigkeiten, welche heute Orchester-aufstellungen bereiten, zu erfassen. Ohne Mittel läßt sich da nicht das Gewünschte erreichen.

Wir werden unter dem Weihnachtsbaum stehen, ohne daran die Dollars, welche uns so not tun, hängen zu sehen. In unserem Herzen werden wir, die wir so viel gelitten haben, aber doch die Hoffnung tragen, daß einmal bessere Zeiten für uns kommen. Mögen alle, die uns wohlgefällt sind, uns die Hand geben, uns hilfreich stehen in dieser schweren Zeit. Das ist uns am meisten not!

Stefan Krahl, Studiendirektor des Konservatoriums.

Jah hatte mich schon hingefügt, um im Besitz der imaginären Münzkolonne die herzlichsten Grüße auf Papier zu bringen. Aber auch abgesehen von der Qual der Wahl (ich bin in Anbetracht der harten Wirklichkeit so gefühllos, wie Phantasten zu überlassen. Ich würde lieber

auf den Augenblick, in welchem die Fiktion ganz halb, aber zu noch kleineren Bruchteilen Wirklichkeit wird!

Gustav Brecher, Generalinspektorektor der Oper.

Sie fragen den Theaterdirektor in mir: Wo fehlt es am meisten? Ich sage laut: Mir, uns und Euch fehlt der neue Dramatiker! Seit zehn Jahren suchen wir ihn — geduldi und mit der Laterne, während und Krawattenstreifen am Morgen, begehrt und demütigt am Abend. Gewicht, ein jedes Kind weiß es, nach einer hohen Blütezeit des Dramas in fast allen Ländern haben wir gar keinen zu erwarten — aber suchen wir ihn darum weniger eifrig! Freilich, die Journalisten haben uns in jedem Jahre einen hoffnungsreichen dramatischen Säugling in die Wiege gelegt und haben auch die Kramonenhülle, die Pörschensche nicht vergessen, die dem Thronfolger gehören. Aber warum verflämerten die Kleinen so rasch in unserer Wiege, die wir doch mit allem Raffinement geschaukelt haben und bei gedämpften Pörschens? Frage — warum! Sollten wir die Knospen, deren vielleicht zu früh der Jugluft der Bühne ausgeföhrt haben? Ja, ja das ist es! Den Kleinen, der Preise und uns fehlte die Ruhe, die natürliche Reife abzuwarten.

Gibt mir ungehäßte Dollars: Ich will die zwölf hoffnungsvollen Jünglinge, die wir in Deutschland haben, fürtlidh dotieren — unter nur der einen Bedingung, daß sie zwei Jahre lang nichts, aber gar nichts dichten, selbst auf die Gefahr hin, daß einer von ihnen das Dichten verlieren sollte.

Fritz Viehweg, Direktor des Leipziger Schauspielhauses.

„Was ich täte, wenn mir 100 000 Dollar zur Verfügung stünden?“ Ein schöner Traum! Ich müßte schon mit dem Bruchteil einer solchen Kleinsumme mancherlei Nütziges und Nützliches anfangen, und da die Leipziger Winterhilfe jetzt meinem Herzen am nächsten steht, würde ich die Dollars für dieses Lebenswerk nutzbar machen. Helfen und hoffen! Das ist hier mein Wohlwunsch. Erst helfen, nämlich allen denen, die sonst keine Hilfe erfahren, also dem verelendenden Mittelstande, den Kleinrentnern, den Kindern und den hungernden und jeternden alten Leuten, allen denen, die keinen gesetzlichen Anspruch auf öffentliche Hilfe haben. Ein weites Feld! Und dann, wenn geholfen ist, hoffen, daß es mit uns wieder aufwärts geht. Aber die Aufgabe ist riesengroß. Die staatlichen und städtischen Mittel versagen in bedeutlichem Umfang. Alle Ströme der Winterhilfe zu; ja, werden ihr sogar von öffentlichen Stellen, die selbst nicht mehr ausreichend helfen können, zugewiesen. Und wenn auch die ortsbewährte Opferwilligkeit unserer Bürgerschaft der Winterhilfe bereits reichliche Mittel zugeführt hat, so bleibt doch noch mancher Hunger ungefüßt, manche kalte Stube ungeheizt, Zehntausende hungern und frieren noch. Die Werke- und Sammelstätigkeit ist begrenzt. Die Arbeit wird fast durchweg ehrenamtlich und unentgeltlich geleistet. Die großen Leipziger Vereinigungen sammeln jede für sich unter ihren Mitgliedern für die Winterhilfe, so die Beamten der Gemeinde, der Post, des Reichsgerichts, der Polizei, des Amtsgerechtes, des Infanterie-Regiment Nr. 11, der Arbeiterverband, die Bankenvereinigung, der Reichsverband der Rauchwarenfirmen, der Rärtsnerverband, der Reichsverband der Nahrungsmittelgroßhändler usw.

Jede Gruppe wird von geeigneten Gruppenangehörigen bearbeitet — ein System, das sich bewährt und das auch I aufende Beiträge liefert. In den Varietés, Kinos und Kabarets wird gesammelt. Sammelreisen sind dort an den Rollen — übrigens auch an allen städtischen Stellen — aufgestellt, um die Spinnenherde, um die sich sonst niemand kümmert, zu sammeln, und viele Wenig machen hier ein großes Viel! Vorstellungen aller Art werden privat und öffentlich zugunsten der Winterhilfe veranstaltet, und das Stadtkonzertamt verzieht entgegenkommend auf die städtische Kartensteuer, wenn mindestens der doppelte Steuerbetrag der Winterhilfe zugeführt wird. Die Stadt stellt ihren Apparat, Räume, Beamte und Angestellte dem Vorstande der Winterhilfe bereitwillig zur Verfügung, ehrenamtliche Tätigkeit kann es ja allein nicht schaffen!

Aber alles das genügt noch nicht. Die Not ist riesengroß. Die Winterhilfe soll und muß bis zu 10 000 Personen täglich speisen, sie muß noch in viel mehr kalte Stuben ein wenig Wärme bringen. Geht uns das Geld! Wenn ich nur 20 000 Dollar hätte, nur 10 000! Aber die Hoffnung auf Dollars ist trügerisch. Wir müssen uns selbst helfen. Leipziger, heißt den Leipziger!

Die Winterhilfe wird ab Neujahr täglich 5350 Personen speisen, 19 verschiedene Speisefellen sind über das gesamte Stadtgebiet verteilt, private Mittagstische werden vermittelt, Speisungen anderer Organisationen, wie der Hell-armee, der Studentenhilfe, der Frauen Schwefeln in Binnenu, des Mittelstandlichen in der Bienenstraße werden unterstützt. Kohlen und Lebensmittelpakete werden verteilt, Kleidungsstücke an Vereine weitergegeben.

Frau Edith Mandelssohn-Bartholdy, Stabsverordnete.

Jede deutsche Bibliothek würde auf die gestellte Frage wohl die einfache Antwort geben: „Reize Bücher kaufen.“ Denn alle Bibliotheken sind heute durch die Not der Zeit gezwungen, ihren Anschaffungsbedarf außererle einzuschneiden. Nur die Deutsche Bibliothek, die als Institut des Vörsensvereins der Deutschen Buchhändler kostenlos empfangt, kennt diese Sorge nicht. Um so mehr drücken sie andere Sorgen: die Kupferhaltung des nötigen Beamtenskabes und die Befrei-